

# Christus-Ästhetik

Der „Jesus“ des Papstes zwischen Rekonstruktion und Realpräsenz

von Knut Backhaus

Alle sechs Stunden erscheint weltweit ein Jesus-Buch. Die Weltauflage dürfte die zweite Milliarde längst überschritten haben<sup>1</sup>. Dieses *eine* Wunder wird selbst ein Atheist Jesus zugestehen: 2000 Jahre hat man über ihn geredet – aber langweilig ist er nie geworden. Der Neutestamentler sieht sich freilich meist haltlosem Unfug ausgesetzt (Jesus der Merowinger, Jesus in Tibet, Jesus in zweiter Ehe, Verschlussache Jesus, Jesus-Komplott, Jesus-Tafel, Jesus-Papyrus ...). Dass auf diesem schier unbegrenzten Markt ein Jesus-Buch, geschrieben aus der Mitte des christlichen Glaubens, Rekorde zu schlagen und Menschen zu fesseln vermag – das sehe ich zuerst und zuletzt mit großer Dankbarkeit: So also geht es auch.

Hinzu tritt ein *déjà-vu*-Erlebnis. Ich entsinne mich meiner Paderborner Erstsemester um 1980, als uns jungen Theologen – der Zeitgeist war vom Methodenbuch Heinrich Zimmermanns geprägt – der biblische Text mit so vielen diachronen Modellen verstellt, ja entleert schien, dass wir Zugang zur Bibel bei einem jungen Dogmatiker suchten, der in vielem vorwegnahm, was ich im Papst-Buch heute finde: dass der Text nicht in die Vergangenheit gehört, sondern in die Gegenwart, mehr noch: dass wir in *seiner* Gegenwart gehören; dass, gut johanneisch, Christus- und Selbstfindung eins sind; dass daher Schriftauslegung wie beim gelehrten Prediger Origenes mehrdimensional sein muss; dass histo-

rische Exegeten, so wichtig ihre geschichtliche Präzision ist, denn doch in Gefahr stehen, wahrheitsunfähig zu werden – und bis in den Wortlaut hinein die Ähnlichkeit der metaphorischen Sprache. Der junge Dogmatiker, der uns so die Bibel zu lesen lehrte, hieß Eugen Drewermann.

An dieser Stelle also wenigstens treffen sich zwei sonst recht unterschiedliche Theologen. Ihrem Eindruck könnte man das Unbehagen *heutiger* Erstsemester zur Seite stellen, die gerade angesichts historischer Kritik auf der Wahrheitsfrage und der Erfahrungsebene bestehen. Exegeten haben gelernt, die Kirche mahmend mit den „Zeichen der Zeit“ zu konfrontieren. Sie sollten solche in ihrem eigenen Umfeld nicht übersehen.

## I. Der Jesus der Evangelien – Zur hermeneutischen Grundlegung

Gottes Offenbarung ist *humano modo*, in Gestalt geschichtlicher Selbstmitteilung, ergangen; deshalb muss Exegese historisch arbeiten. Diese Selbstmitteilung ist auf personale Kommunikation ausgerichtet; deshalb muss Exegese kritisch sein, das heißt: Textzeugen, Überlieferungsebenen, Schriftsinne von je heutigen Sinnanliegen unterscheiden. Dies fordert der Deutlichkeitsanspruch neuzeitlicher Wissenschaft. Dies fordert aber auch – der Papst begründet es im Licht von *Dei Verbum* präzise – die theologische Redlichkeit. Die Heilige Schrift ist Fenster in die Ursprungszeit des Gottesvolks. Es ist intellektuelle wie religiöse Pflicht des Christen, sie in ihrer unverwechselbaren historischen Eigenart zu lesen. Zu der gerade dem Exegeten eigenen, zweifellos oft unbequemen Pietät gehört es, dass er „der Schrift eben gerade jenen Respekt zu bezeugen sucht, der nichts so sehr fürchtet wie dem Worte Gottes ins Wort zu fallen“<sup>2</sup>.

Wenn freilich das Studium der Heiligen Schrift die Seele

aller Theologie ist (DV 24), dann kann Exegese sich nicht allein als Zweig der Altertumswissenschaft gerieren. In diesem Fall bliebe die Theologie seelenlos zurück. Und die Exegese verlöre ihre Relevanz. Diese liegt ja nicht zuletzt darin, dass sie für fast zwei Milliarden Christen mehr als museales Interesse birgt. Denn nicht nur Fenster zur Geschichte ist die Bibel, sondern mehr noch Spiegel der eigenen Wirklichkeit. Kierkegaards Satire auf jene Exegeten, die zwischen sich und den Anspruch der Heiligen Schrift die Lesarten und Lexika wälzen, „wie wenn ein Schuljunge ein Handtuch oder auch mehrere unter seinem Wams anbringt, wenn er Prügel kriegen soll“, bleibt noch immer „zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen“<sup>43</sup>. Die jüngere Hermeneutik hat auf allen Ebenen den Historismus des 19. Jahrhunderts und die produktionsästhetische Engführung der Textinterpretation als nicht begründungsfähig abgewiesen und die Bedeutsamkeit der Textrezipienten, die Wirkungsgeschichte, die wechselnden Verstehenshorizonte und Lesegemeinschaften und in alldem die Sinnkarriere der Texte neu entdeckt. Die Darlegungen des Papstes zu der heuristischen Dimension des Kanons und den verschiedenen „Subjekten“ der Heiligen Schrift (10–23) scheinen mir daher triftig: Das Wesen des christlichen Glaubens verlangt die Methode historischer Kritik, und zwar einer solchen, die sich gezielt auf den geschichtlichen Ort, das Praeteritum, und die menschliche Bedingtheit des Textes, sein Humanum, konzentriert. Aber gerade weil diese Methode kritisch ist, führt sie über sich hinaus und in die Theologiegeschichte und Theologie hinein. Dass die Bibel, in ihrer Einheit gelesen, Basis und Norm aller Theologie ist, gehört zu den bleibenden ökumenischen Einsichten der jüngeren Zeit. Der *canonical approach*, den der Papst vorschlägt, ist freilich keineswegs, wie ein vordergründiger Einwand meinte, Rekurs auf eine modische US-amerikanische Methode. Das Bemühen, die neutesta-

mentliche Jesus-Überlieferung im Kontext der gesamten Bibel zu lesen, ist so alt wie die Theologie selbst. Die jüngere Rezeptionsästhetik ist in den frühesten Begegnungen zwischen biblischer Bildung und christlicher Lebenspraxis vorweggenommen: Wie unser Geist sich erneuert und darin wächst, sagt Cassian, so erneuert sich auch das Antlitz der Schriften, und je weiter der Verstehende voranschreitet, desto tiefer wird der Text ihm verstehbar (vgl. conl. 14,11). Papst Gregor der Große hat es auf die Formel gebracht: „Divina eloquia cum legente crescunt“ (in Ezech. 1,7,8).

Wenn der Papst die Selbstbescheidung der Exegese, wie er sie kennen gelernt hat, kritisiert, ist ihm daher kaum zu widersprechen. Man wird freilich bedenken müssen, dass im katholischen Raum nach den Traumata eines lehramtlichen Anti-Modernismus, der das historische Denken eben nicht aus dem Wesen der Offenbarung herzuleiten wusste, drei Jahrhunderte Denkgeschichte in einer einzigen Generation nachzuholen waren. Einseitigkeiten waren hier wohl unvermeidbar.

Es ist in der Exegese nahezu einmütig als wichtiger Fortschritt begrüßt worden, als die Päpstliche Bibelkommission 1993 ein Grundlagendokument vorgelegt hat, das das exegetische Methodenrepertoire mit hoher Fachkompetenz auf geschichtlicher Basis, doch mit hermeneutischer Weite beschreibt. Nicht immer ließ sich danach der Eindruck vermeiden, lehramtliche Schreiben setzten solche Hermeneutik grundsätzlich zwar voraus, nähmen aber ihre Erträge in der Sache gar nicht zur Kenntnis und bejahten die historische Methode nur, solange diese das erarbeite, was man auch ohne sie immer schon wisse. Das Jesus-Buch des Papstes nimmt dieses Dokument und ebenso – auch dies ist dankbar festzuhalten – die Einsichten aus der jüdisch-christlichen Begegnung sehr ernst. Viele Aspekte dieser Darstellung hätten heute auch in einer exegetischen Vorlesung oder in

einem breiter angelegten Kommentarwerk wie dem Evangelisch-Katholischen Kommentar zum Neuen Testament einen natürlichen Platz. Was der Papst eher in knappen Strichen zeichnet, würde dort in der Traditions-, Motiv- und Rezeptionsgeschichte entfaltet und in der theologischen Würdigung auf seinen Wahrheitsanspruch reflektiert. Dass er einräumt, seine christozentrische Auslegung beruhe auf einer (vernünftig begründbaren) Glaubensentscheidung (17f.), tut deren Strahlkraft keinen Abbruch. Wenn die neuere Geschichtstheorie eine Naivität aufgedeckt hat, dann die Annahme, dass „Wahrheit“ und „Geschichte“ zusammenfallen und Geschichte anders zu haben sei als im Modus deutender Konstruktion. Um es im Vergleich mit einem der Eiligsten unter den Papst-Kritikern zu pointieren: Lüdemann glaubt, dass er weiß – der Papst weiß, dass er glaubt. Das Buch hat einen biblisch-meditativen Grundzug, macht das reiche Potential der Väterexegese fruchtbar, stellt sich in die lange Begegnungsgeschichte zwischen der Lesegemeinschaft Kirche und dem Neuen Testament als dem Jesus-Buch schlechthin und lässt so die Gestalt des irdischen Kyrios in christologischem Licht in den Blick treten. Mit alledem kann ich als Neutestamentler hermeneutisch gut leben, und als katholischer Christ tue ich dies von Herzen gern.

## II. Der „historische“ Jesus – Zur historischen Durchführung

Geschichtliche „Glaubwürdigkeit“ wurde bis weit ins 20. Jahrhundert hinein von lehramtlichen Organen eher dekretiert und mit oft aggressiver Unbildung durchgesetzt als mit den Mitteln historischer Vernunft begründet. Die Tragik dieses unglaublichen Stils hat der Papst wiederholt mit Blick auf seinen neutestamentlichen Lehrer Friedrich Wilhelm Maier beschrieben. Er selbst praktiziert in diesem Buch einen anderen Stil, dem der Dank offener Kritik geschuldet ist<sup>4</sup>.

So gestehe ich, dass ich nicht nachzuvollziehen vermag, wie der Papst vom wirklichen Jesus zum „historischen“ Jesus gelangt (ich übernehme diese Begriffe – samt Anführungszeichen – aus dem Buch selbst, wo sie undefiniert und weit hin leider auch unklar bleiben). Die neuere Hermeneutik, auf die das Bibelpapier von 1993 und der Papst verweisen, kann jedenfalls keine historischen Geltungsansprüche begründen. Denn sie entwickelt keine Kriterien zur historischen Rückfrage, sondern Gründe, über sie hinauszugehen. Die Klarheit des in dem Buch gebotenen Jesus-Bilds verdankt sich, unter historischem Gesichtspunkt betrachtet, denn auch einer recht weitgehenden Komplexitätsreduktion.

Bereits von seiner meditativen Gattung her liegt es nicht nahe, dass das Buch die in jüngster Zeit intensivierete Krieriendebatte aufnimmt. Sofern exegetische Forschung, gerade auch solche der älteren evangelischen Exegese Tübinger Prägung, aufgenommen wird, scheint die Auswahl von der Absicht gesteuert, das zuvor gefasste Geschichtsbild zu bestätigen. Dieses Geschichtsbild ist aber nicht nur notwendig hypothetisch. Es ist stellenweise kühn: Dass die Familie Jesu dem „Kloster“ Qumran nahe stand, Johannes der Täufer hier einige Zeit gelebt haben mag oder Vater Zebedäus als Priester ein Absteigequartier im Jerusalemer Esenerviertel besaß (40.266f.), sind (recht freie) Hypothesen. Dass das Vierte Evangelium bereits von sich auf den Zebedaiden Johannes als Verfasser weist, ist eine (unbelegte) Hypothese. Dass von dort her zu Irenaios von Lyon an das Ende des zweiten Jahrhunderts gesprungen werden kann (263–267), durch alle gnostischen Kämpfe und sekundären Zuschreibungen hindurch, ist eine (gewagte) Hypothese. Der Neutestamentler, dem eine zutage liegende Jesus-Vita so angenehm wäre wie dem Papst, kommt nicht umhin, konkurrierende synoptische und johanneische Überlieferungen miteinander zu vergleichen, oftmals – wie bei den Versi-

onen des Herrengebets oder der Bergpredigt/Feldrede – Entscheidungen zu treffen (in historischer, nicht theologischer Absicht), beim Menschensohn-Problem etwa die Datierung des äthiopischen Henoch- und des Vierten Esrabuches differenzierender zu diskutieren, als es dem Papst möglich ist (376), andere und literarisch näher liegende Verstehensmöglichkeiten der Bergpredigt als die enggeführte von Jacob Neusner in die historische Abwägung einzubeziehen, die weithin fiktionale Gestaltung antiker Programmreden formkritisch zu berücksichtigen, die massenhafte Verbreitung der Kreuzesstrafe in der reichsrömischen Welt vor Augen zu behalten, die es anfechtbar macht, aus Jesu Ende bereits Rückschlüsse auf seine Selbstdeutung zu ziehen. Skepsis muss in alledem nicht das letzte, wohl aber methodische Behutsamkeit das erste Wort haben. Dass dabei die frühere Forschung – so sehr wie die gegenwärtige – auf Umwege und Irrwege geraten ist, steht außer Frage. Es gehört zum Wesen aller Forschung (und sei sie vom Papst beige-steuert), dass sie zeitgebunden ist, irrt und wieder und wieder revidiert werden muss – wie es zum Wesen des Glaubens gehört, dass er darauf nicht bauen kann.

Worauf aber dann? Der Papst zitiert Alfred Loisy: „Jesus verkündete das Reich Gottes, und gekommen ist die Kirche“ (78). Er nimmt das Bonmot als einen Ausdruck von Ironie oder Trauer. Tatsächlich meint Loisy es keineswegs ironisch, und die – meist nicht mehr beachtete – Fortsetzung klingt ganz untraurig: Sie musste kommen mit sachlicher Natürlichkeit, damit das Evangelium sich weite und im Lebensstrom bewahrt werde, damit also die Gottesherrschaft nicht ins Leere aufgebrochen sei<sup>5</sup>. Hier, so scheint mir, ist die Brücke zwischen Geschichte und Glaube zu finden. Gewiss, Jesus hat sich nicht selbst verkündigt, sondern die Königsherrschaft des Vaters. Aber diese bricht in seinem Magnetfeld ursprünglich und unmittelbar an. Die Kirche

hat daran angeknüpft, als sie im Auferstandenen selbst die Heilsmittelpunkt fand, die zum Vater führt. Der Subjektwechsel vom Gottesreich auf Christus folgt aus der Personalisierung des Heils. Nur so bleibt der Ursprung als Gegenwart, als ein verbindlicher Anfang, der den Weg der Christen mitgeht. Der der Wirklichkeit nächstgelegene Ort solchen ekklesialen Gedächtnisses ist die Eucharistie: „In der Nacht, da er verraten wurde – das ist heute“. Dies ist nicht mehr Rekonstruktion und Spurensuche, dies ist mehr: Real-Präsenz.

So scheint es mir der *erinnerte Jesus* zu sein, der die Einheit zwischen Geschichte (dem Konstrukt „historischer Jesus“) und Christologie (dem Bekenntnis zum „wirklichen Jesus“ als Gottes ewigem Sohn) stiftet. Der Papst sieht in der Gemeinschaft Jesu mit dem Vater den „Konstruktionspunkt“ seines Buches (12). Das Dreieck „Gottesherrschaft – Christus als deren Realsymbol – pneumatische Erinnerung der Kirche (im johanneischen Sinn)“ prägt seinen Entwurf grundlegend (vgl. bes. 76–92.271–277). Ungeachtet der historischen und exegetischen Diskussionsdiskussion liegt hier die gemeinsame Basis: Dass sich Jesu Botschaft, Wirken und Sein im Motiv der Gottesherrschaft verdichten, ist historische Einsicht und christologisches Ausgangsdatum zugleich. Das Neue, das Jesus gebracht hat, ist in der Tat – Gott, und zwar als unmittelbare Erfahrung mit Jesus selbst. Dass dieses Ursprungsgeschehen seinen „Mehrwert“ hatte, zeigen Leben und Denken des neutestamentlichen Christentums in aller Vielfalt und Tiefe. Es ist nicht die Frage, ob das so gewachsene Geschichtsbild konstruiert ist oder nicht. Jedes Geschichtsbild ist, insofern es durch auswählendes Erzählen sinnhafte Kohärenz stiftet, konstruiert. Die Frage lautet, ob das Gedächtnisbild des neutestamentlichen Christentums stimmig aus dem Ursprungsgeschehen hervorgeht. Dies ist eine theologische Frage. Ich sehe keinen historischen Einwand dagegen, sie zu bejahen.



### III. Das Gedächtnisgemälde – Zum sachlichen Ertrag

In diesem Sinn lese ich das Jesus-Buch des Papstes – wie etwa das von Guardini, an das er eingangs erinnert – als christologisches Gedächtnisgemälde, freilich eines, das uns keine Phantasiegestalt, sondern eine geschichtlich wirkliche und wirksame Person vor Augen malt. Er selbst spricht von der „Freilegung“ einer Ikone (11), Ikonen jedoch werden gemalt, nicht freigelegt. Freigelegt werden Spuren und Reste. Es gehört zur Verantwortung historischer Exegese, diese zu sammeln und zu sichten (wie es etwa mit großer Sorgfalt John P. Meier in „A Marginal Jew“ unternimmt). So entstehen schwarz-weiße Skizzen, undeutlich, fragmentarisch, stets neu korrigiert. Man wird sie neben die Ikone halten müssen – nicht um ihr den Glanz zu nehmen, sondern um ihren Ursprung zu klären und ihre Farben zu verstehen.

Als die Zeitschrift „Time“ 1988 zum 16. Mal Jesus auf ihrem Titelblatt abbildete, wählte sie eine „Ikone“ aus 29 Mosaiksteinen, die ganz unterschiedliche Formen und Epochen zusammenfasste. Aber erkennbar wurde aus alledem ein „wirkliches Antlitz“, nicht historisch im strengen Sinn, aber glaubwürdig, weil der Historische auf eine größere Geschichte hin offen war: „derselbe, gestern, heute und in Ewigkeit“ (Hebr 13,8)<sup>6</sup>. In die Christus-Wahrnehmung des Papstes sind – noch einmal: geschichtlich verwurzelt – zwei Jahrtausende Christuserfahrung eingeflossen, eine theologisch abenteuerliche Lebensgeschichte und eine Lektüre der Heiligen Schrift, die mit ihren Lesern zu wachsen pflegt. Die Ikone, die er malt, wird dadurch wahrer, wirklicher. Zum historischen Bulletin wird sie nicht. Gerade so schenkt sie uns ein wichtiges Kapitel christlicher Ästhetik, eine auf das Wesentliche konzentrierte Wahrnehmungslehre der Gestalt Jesu. Die historische Jesus-Forschung hat mit diesem Buch keine Etappe erreicht und ist erst recht nicht am Ziel. Sie ge-

winnt hier aber einen faszinierenden und plausiblen christlichen Deutungsrahmen.

Wie kein anderer hat Sören Kierkegaard an die Gleichzeitigkeit Jesu erinnert: Er ist den Jüngern aller Zeiten einen Herzschatz weit entfernt, zwei Jahrtausende Abstand spielen keine Rolle. Und so habe Jesus auch keine Dozenten berufen, sondern Nachfolger. Als „Dozent“ vermag ich manche historischen Geltungsansprüche des „Dozenten“ in diesem Buch nicht zu teilen. Aber – *Deo gratias* – er betrachtet nicht historische Fragmente. Er sagt, was zu sagen dem Nachfolger gebührt: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Die Zahlen in dem Nachrichtenmagazin „Focus“ 14/1997, 160, unter Berufung auf den US-amerikanischen Religionsstatistiker D.B. Barrett; vgl. insgesamt den Artikel „*Der verfälschte Jesus*“, ebd., 154–162.
- <sup>2</sup> Otto Kuss, *Der Römerbrief. Zweite Lieferung (Röm 6,11–8,19)*, Regensburg 1959, VI.
- <sup>3</sup> *Gesammelte Werke*. 27.–29. Abt., Düsseldorf 1953, XII/315–337.
- <sup>4</sup> Es weckt allerdings Verwunderung, wenn Kardinal Schönborn bei der Vorstellung des Jesus-Buches im Vatikan den Widerspruch, zu dem der Papst ausdrücklich ermutigt, unmittelbar mit den Worten kommentiert: „An Widerspruch fehlt es wirklich nicht. Auf allen Linien, von Anfang an, ist Jesus ‚ein Zeichen, dem widersprochen wird‘ (Lk 2,34)“ (stephanscom.at.edw.reden: 08.05.2007). Wer die Einladung zur Diskussion ernst nimmt, sieht sich auf solche Weise als religiöse Kontrastgestalt in Widerspruch zu Christus selbst gesetzt. Doch auch im Buch selbst scheint mir der erneute Hinweis auf Solowjews „exegetisch promovierten Antichrist“ (64f.; vgl. 393) nicht hilfreicher für den theologischen Ernst des Gesprächs als Dostojewskis „Großinquisitor“ auf der Gegenseite. Selbst der Neutestamentler verdiente am Ende wohl „jenen Vorschuss an Sympathie, ohne den es kein Verstehen gibt“ (22).
- <sup>5</sup> Vgl. A. Loisy, *L'Évangile et l'Église*, Ceffonds (1902) 1908, 153–155.
- <sup>6</sup> Vgl. *Jesus Christus – Wort des Vaters*. Hg. von der Theologisch-Historischen Kommission für das Heilige Jahr 2000, Regensburg 1947, 43.